

Hummelgauer Heimat Bote

Nr. 115



März 2017

31. Jahrgang



Limmersdorfer Tanzlinde

Hofbaum - Dorfbaum - Flurbaum

(Teil 2)

Der Dorfbaum: Historischer Ortsmittelpunkt

Im Anschluss an Teil 1 über den „Hofbaum“ als Gedenkbaum soll dargelegt werden, dass Bäume auch im Ort, meist im Ortsmittelpunkt, als Dorfbaum und als Gedenkbäume an ein bestimmtes Ereignis gepflanzt wurden. Dazu wurde vor allem die Eiche verwendet.

Die Eiche war schon in den antiken Kulturen ein heiliger Baum. Die berühmteste germanische Eiche ist die Donar-Eiche „Irminsul“, die von Bonifatius im Jahr 723 im Zuge der Christianisierung gefällt wurde. Die sprichwörtlich „Deutsche Eiche“ wurde also schon von den Germanen verehrt. Ihre schwärmerische Verehrung geschah dann zu einer Zeit, als sie ihre Funktion in der Kulturlandschaft verloren hatte, ihr mythologischer Wert aber stieg.

Siegeseichen bzw. Friedenslinden als historische Naturdenkmäler

Im 18./19. Jahrhundert galt die Eiche in Frankreich und England als „Nationalbaum“. In Folge der Französischen Revolution (1789-1799) pflanzte man aus Dankbarkeit für die gewonnenen Freiheiten überall Eichen als „Freiheitsbäume“. Auch in Deutschland bekam die Eiche als Freiheitsbaum eine sehr deutsche Bedeutung. Sie wurde Sinnbild der nationalen Identität und ein Symbol für die Auflehnung gegen die französisch-napoleonische Unterdrückung. Nach dem Sieg über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 verlieh der preußische König das „Eiserne Kreuz“ mit Eichenlaub als Auszeichnung. Somit war es besiegelt: Die Eiche ist der Baum der Deutschen!

Infolgedessen wurden in ganz Deutschland sog. „Siegeseichen“ als Erinnerung an den siegreichen deutsch-französischen Krieg 1870/71 gepflanzt. Diese Eichen galten im neuen Deutschen Reich als Symbol für Einigkeit und Recht und Freiheit. Viele dieser „Siegeseichen“ stehen mittlerweile im für Eichen noch jugendlichen Alter von 145 Jahren in vielen Dörfern. Auch im Hummelgau gibt es noch solche „Siegeseichen“.

Das Bewusstsein für die historische Bedeutung dieser „Siegeseichen“ ist aber vielfach schon verblasst.



Siegeseiche am Dorfplatz
in **Gesees** (1872 gepflanzt)



Siegeseiche am Dorfplatz
in **Pettendorf**

Deswegen ist es umso erfreulicher und wertvoller, dass für die Siegeseiche in **Pittersdorf** in der Ortschronik folgendes festgehalten ist:

*„Zur Erinnerung an den glücklichen Ausgang des gegen Frankreich geführten Krieges wurde **am 1. Mai 1872** in der Mitte der Ortslinden unter Klängen der Musik und Absingen patriotischer Lieder eine **Friedens-Eiche gepflanzt**, unter deren Wurzeln ein in einem irdenen Krüge verwahrtes Dokument niedergelegt wurde, das die Veranlassung dieses Krieges, sowie die wichtigsten Daten kurz angegeben, enthält.“*

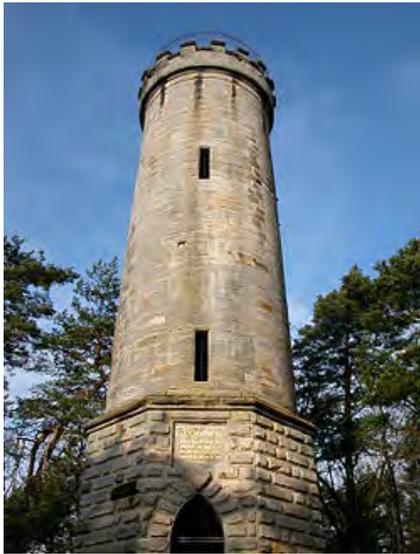
Wir erfahren also das Datum der Pflanzung, die Bezeichnung des Baumes als „Friedens-Eiche“ sowie die Information, dass unter den



Siegeseiche am Dorfplatz
in **Pittersdorf** (1872 gepflanzt)

Wurzeln des Baumes ein „irdener“, also ein Tonkrug mit schriftlichen Dokumenten vergraben ist. Normalerweise müsste dieser dort noch vorhanden sein.

Aus dem gleichen Anlass wurden auch sog. „**Sieges-Türme**“ erbaut:



Der Siegesturm
auf der Hohen Warte **Bayreuth**



Der Siegesturm
im Schlosspark Fantaisie **Donndorf**

Zurück zur **Pittersdorfer Ortschronik**:

Leicht überliest man eine Textstelle, wo der genaue Ort der Pflanzung beschrieben ist, nämlich:

„in der Mitte der Ortslinden“.

Diese „Ortslinden“ sind auf dem **Dorfplan von 1851** genau eingezeichnet. Sie sind im runden Kreis gestanden und waren somit vermutlich eine sogenannte „Tanzlinde“, wie wir sie andernorts noch antreffen. (Limmersdorf, Peesten, u.a.) Jedenfalls hat man die neue „Friedens-/ Siegeseiche“ in die Mitte dieser Kreisrund



angeordneten Linden gepflanzt. Und dort steht sie heute noch, im Gegensatz zu den Linden, die längst verschwunden sind. Vielleicht deutet die kreisrunde Anordnung im Pittersdorfer Ortsplan auch auf Stützsäulen einer ehemaligen Tanzlinde hin, wie wir sie z.B. in Langenstadt noch vorfinden:



Anderorts wurden statt „Siegeseichen“ sog. „**Friedenslinden**“ gepflanzt. Denn bekanntlich war in alter Zeit die Linde der beliebteste Baum, nicht die Eiche, die erst seit den Befreiungskriegen 1813 zum Baum der Deutschen avancierte. Während die Eiche ein Sinnbild deutscher Kraft ist, steht die Linde als Symbol deutscher Heimatliebe.

Die Dorflinde als Ort des geselligen Lebens: Tanzlinden

Ist heute die Mehrzweckhalle der Treffpunkt im Ort, war es früher die Linde in der Dorfmitte, um die getanzt wurde. Im altdeutschen Kartenspiel (1472) symbolisiert das stilisierte Lindenblatt den freien Bauernstand (die Eichel dagegen den besitzlosen Knecht). Das Bauernpaar tanzt um die Linde.

Früh schon war die Linde zum Dorfmittelpunkt geworden, Treffpunkt für Angelegenheiten der Gemeinschaft. So wurde die Linde vom germanischen verehrten Stammesbaum mit der Zeit zur deutschen Dorflinde als Lebensbaum und Zentrum der Gemeinschaft und Geselligkeit. Viele Dichter wurden nicht müde, den Baum als Zentrum



der Geselligkeit zu preisen: **Gottfried von Straßburg** (ca. 1210) spricht von dem wohltuenden Schatten unter dem „grünen Lindenblatt“; **Neidhart von Reuental**: „Winter, deine Gewalt will uns von der breiten Linde weg in die engen Stuben drängen“. Der wohl bekannteste Minnesänger **Walther von der Vogelweide**: „Unter der Linden, an der heide, da unser zweier Bette war...“. Und **Martin Luther** schreibt: „Unter den Linden pflegen wir zu singen, trinken und tanzen und fröhlich zu sein, denn die Linde ist uns ein Friede- und Freudenbaum“.

Auch dem Spielmann und Bänkelsänger diente die Dorflinde als Bühne.



Die Linde war also von alters her der Baum des Volkes, der innerliche Mütterlichkeit ausstrahlte. Blühende Lindenbäume rufen Empfindungen und Gefühle wach, die nur schwer in Worte zu kleiden sind, am ehesten noch mit Begriffen wie Heimat, Geborgenheit und Wärme umschrieben werden können. Der Dichter **Friedrich Hebbel** reimt es so:

*„Linde, du einziger Baum,
Dich grüßt wohl selbst der Blinde,
Der deinen Namen wie im Traum
Vernommen, noch als Linde.“*

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Das Frühjahr in früheren Zeiten

„Im März der Bauer dir Rösslein einspannt“, so sangen die Schulkinder. Heute richtet der Bauer seinen Schlepper und die Feldgeräte, um die Sommersaat zu bestellen. Er hofft auf einen trockenen März. „Märzenstaub und Aprilregen bringen im Mai großen Segen“ und „Märzenschnee tut dem Samen weh“ (Herbstaat). Ein alter Bauer berichtet, dass man früher darauf achtete, welche Vögel dem Sämann folgten. Große, wie etwa die Krähen, waren angesehen, die kleinen hatte man nicht so gern. Je größer die Vögel, um so größer der Wuchs des Getreides, hieß es. Wurde mit der Hand gesät, begann man den ersten Wurf mit „In Gottes Namen!“. Man musste aufpassen, dass keine Untersaat entstand, man also keine Stelle ausließ. Wenn die Saat aufging, hätte jeder dieses freie Stück bemerkt. Das hätte eine schöne Neckerei gegeben, den „wer eine Untersaat macht, muss taufen lassen“!

Die Frauen arbeiteten im Pflanzgarten. Pflanz- und Schorgärtlein hieß der Gemüse- und Blumengarten am Haus, im Gegensatz zum Obst- und Grasgarten. Schoren bedeutet schaufeln, sagen wir doch heute noch: der Schneeschorer.

Die Beete wurden gerichtet und besät. Manche Bäuerin tat das zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Tagen. Es wurde darauf geachtet, ob zu- oder abnehmender Mond war. Das Geheimnis, dass bei der Wirtsbäuerin die Gurken so gut wuchsen, begründete sie damit: „Ja, ich grab halt jedes Jahr meinen alten Schnürstiefel ins Gurkenbeet, da wachsen die Kümmerlinge besonders schön!“ Es war immer derselbe Schuh, der alljährlich den Wuchs beeinflussen sollte. So hatte manche ihr oft überliefertes Rezept, das sie nicht jedem preisgab.

Jeder Sonntag bringt die Natur mehr und mehr zum Erwachen. „Wenn die Drossel schreit, ist das Frühjahr nimmer weit“, sagte der Nachbar, ein Vogelkenner, und „Wenn die Stare hoch sitzen, wird's schön!“ Wer wünscht sich das nicht nach dem langen Winter! In den Wochen vor Ostern, den Fasten, galten wiederum die Regeln wie im Advent: Es fanden keine Tanzveranstaltungen und keine Hochzeiten statt. Die Frauen besuchten die Fastenpredigt. Dieser wöchentliche Gottesdienst findet heute noch an einem Werktagnachmittag statt, in manchen Gemeinden wurde er aus Rücksicht auf die Berufstätigen auf den Abend verlegt.

Die Karwoche diente der Vorbereitung auf das Osterfest. In vielen Häusern bekamen die Stuben einen neuen Anstrich: Küche, Gwell (das Speise-Gewölbe) und Hausplatz wurden „nausgewiesen“. Das Brotbacken hatte man vorher besorgt, denn „Wo der Rauch in der Karwoche hinzieht, da regnet es nicht hin.“ In dieser Woche unterließ man auch das Waschen der Bettwäsche.

Bis zum Ersten Weltkrieg wurde am Gründonnerstag der Osterbrunnen geschmückt. An zwei kleinen Fichten befestigte man Papierrosen und bunte Bänder und hängte vorsichtig die selbstgebastelten Binseneier daran auf. Die Bäumchen standen links und rechts des Brunnens. Sie bedeuteten Leben und Fruchtbarkeit und wurden mit der Bitte, dass wieder alles wachsen und gedeihen möge, aufgestellt.

Die Binseneier fertigten die Mädchen und Frauen an. Besonders schön geratene stellten sie auf ein Eckbrett in der Wohnstube. Die Binseneier lassen sich leicht selbst basteln: Man muss sich dazu in der Zeit des zunehmenden Mondes Binsen, die an Weihern oder auf nassen Wiesen wachsen, holen. Zu Hause entfernt man die grüne Hülle, so dass sich das Mark leicht herauslösen lässt. Bei abnehmendem Mond schießt nämlich der Saft nicht ein, das schafwollfarbene Mark bricht leicht und ist nur ein dünner Faden. Dieses Binsenmark wird nun spiralenförmig auf ein mit Mehlkleister bestrichenes, ausgeblasenes Hühnerei geklebt und mit Woll- oder Stoffrestchen verziert. Wer besonders kunstfertig ist, kann mit dem Mark die verschiedensten Muster legen. Das Schmücken der Osterbrunnen wurde nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen, oft besorgen das nun Vereine, doch auch manche Familie besinnt sich wieder des schönen Brauchs und verziert den Hausbrunnen oder eine nahe Quelle. Die Binseneier findet man allerdings kaum, dafür reichverzierte Ostereier, die mit ihren leuchtenden Farben die Besucher einladen, zum Osterbrunnen zu kommen. Dem schönen Brauch wäre ernsthaft Bestand zu wünschen.

Den Eiern, die die Hühner am Gründonnerstag legten, wurde nachgesagt, dass sie besonders kraftbringend seien. Wer von den männlichen Hausbewohnern am Karfreitag in der Kirche war, bekam sie von der Bäuerin gereicht. Die Eier mussten roh und außerhalb des Hauses verzehrt werden, nur so brachten sie Kraft und Stärke. Wenn der Eierseggen zu reich ausgefallen war, dann bat mancher Knecht darum, dass ihm doch lieber eine Pfanne Spiegeleier gebraten werde. War aber die Bäuerin als geizig bekannt, holten sich die Burschen vorsorglich am Gründonnerstag einige Eier aus den Hühnernestern.

Am Karfreitag war der besinnlichste Feiertag des Jahres. Wer zur Kirche ging, trug schwarze Kleidung. Die Kinder wurden angehalten, nicht übermütig zu sein. „Wer am Freitag lacht und singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt“. Dieser Spruch galt das ganze Jahr hindurch, sicher zum Gedenken an den Karfreitag.

Fröhliche Ostern! Hieß es dann am Sonntag. Welch eine Freude, wenn die Kinder die Ostereier in den aus Heu oder Moos gebauten Nestern oder gar in den verschiedensten Verstecken fanden. Die Ostereier waren nicht so bunt wie heute; sie wurden in Zwiebelchalensud braun gefärbt.

Am Nachmittag des ersten Feiertages brachten die Paten den „Bündel“. In die große weiße Serviette waren ein geflochtener Eierring aus Hefeteig, ein Dutzend Eier, ein Porzellankelch (auch Schale genannt) und dazu manchmal ein roter Zuckerosterhase eingebunden. In den dreißiger Jahren kamen Süßigkeiten und Spielzeug oder Kleidungsstücke hinzu. Den Kindern waren die Ostereier am wichtigsten. Draußen auf der Wiese spielten sie damit. Sie wurden den kleinen Abhang hinuntergerollt, mit andern spielte man „Eierpöcken“. Dazu stieß man vorsichtig an das Ei des Gegners, so lange, bis eines davon nachgab und einen Sprung bekam. Das erhielt der Sieger.

Am zweiten Feiertag ging man bei schönem Wetter spazieren. Man legte einige Ostereier in einen großen Ameisenhaufen. Den Ameisen was das nicht recht, und wenn man nach einer halben Stunde wieder vorbeikam, hatten sie feine, labyrinthartige Verzierungen in die Schale geätzt.

Am Osterabend betrachtete sich manches große Mädchen im Spiegel. Keinem Menschen würde es das Geheimnis preisgeben. Hatte es doch heute Osterwasser aus der Quelle oder dem klaren Bächlein geschöpft und sich damit gewaschen. Wer sich mit diesem Wasser wäscht, der wird Schönheit erlangen. Niemand durfte einen ansprechen, wenn man es holte, sonst wäre der Zauber wirkungslos. Das Osterwasser holten sich viele Mädchen noch in den zwanziger Jahren... Konnte man aber schon nicht direkt zu einer Quelle gelangen, so musste man das Osterwasser zumindest von einem „fließenden Wasser“ haben. Und das lieferten in vielen Ortschaften des Bayreuther Umlandes auch die zahlreichen „fließenden Dorfbrunnen“, die meist zusammen mit der Einrichtung der Wasserleitungen in den Dörfern verschwanden. -

(Abschrift aus „Von den Neujahrswünschen bis zu den Zwölf Nächten - Brauchtum im Jahreslauf“ in: Bayreuther Hausbuch, 1984)

'Wer waas denn suwos?' - Wissenswertes aus dem Söllheimsladen

Gretl: 'Ja grüß dich Gott, Maich! Diech hob i obba scho lang nimmer gsäng. Wie gihts da denn?'

Maich: 'Grüß dich, Gretl! Ja, ich woar fei werklich scho lang nimmer do. Schee, dass dir des auffalln is. Host mich und mein Geldbeitl scho vermisst, hä? Mia is obba werklich net gut ganga. Bees hots mich kabbt, die Gribbn hot mich dawischt. Obba etz is widda gut. Endlich ko ich widda eikaafn geh.!

Gretl: 'Des frait mich aa. Wos deafsn sa, Maich?'

Maich: Ach, gib ma duch amol a Tüdl vull Carobbe!

Gretl: 'A halbs Pfund. Is des in Ordnung?'

Maich: 'Des basst scho.' ...

Als ich des erschde Mol den Söllheimslodn betretn hob (des is scho lang her, domols woar der Lodn nuch aufn Ruckrieglhof untergebrocht) woar ich ganz begeistert von der grußn Auswohl, die's domols geem hot. Su a Haufn Zeich hot ma dad kaafn kenna.

Und wemma su davor stieht und des Haufn Zeich su überblickt, dann entdeckt ma Sachen, die ma heit goar nimma kennt. Auf am vo dinna Schublodn steht zum Beispiel Carobbe (siehe **Bild 1**), vo dem die Maich a Tüdl vull kaaft hot.

Ich glaab, a Haufn Leid wissen goar net, wos des is - su wie ich domols. Inzwischen hob ich mich natürlich schlau gmacht:

Carobbe stammt vom Johannisbrotbaum, der vorwiegend im Mittelmeerraum und in Vorderasien beheimatet ist. Von diesem Baum werden vor allem die **Früchte (Carob)** und die **Samen (Carubin)** genutzt.



Bild 1: Schublade im alten Söllheimsladen aus Gesees mit Schild Carobbe. (Museum Hummelstube)

Im September (knapp ein Jahr nach der Befruchtung) werden die **Früchte** des Baumes geerntet. Die anfangs grünliche, im Reifezustand schokoladenbraune Frucht (Hülsenfrucht; Johannisbrotschote, auch Karube genannt) wird etwa 10 bis 20 cm lang, 1,5 bis 3,5 cm breit und ungefähr 1 cm dick. Die Schote ist häufig gebogen, hat einen wulstigen Rand

und eine ledrige Schale. Jede Hülsenfrucht enthält zirka 10 bis 15 Samen. Das Fruchtfleisch ist am Anfang noch weich und aromatisch-süß, wird aber später hart und ist dann lange haltbar.

Es wird frisch oder getrocknet verzehrt, zu Saft (Kaftan) gepresst, zu Sirup verarbeitet oder auch zu alkoholischen Getränken vergoren.

Und es wird zu Carobpulver vermahlen, das bei uns auch heute noch bzw. gerade wieder im Handel (v. a. im Naturkost-/ Biohandel) erhältlich ist. Das Carobpulver ähnelt geschmacklich dem Kakaopulver, ist aber nicht so bitter. Man erhält das Pulver, indem die Mittelteile der Früchte grob zerkleinert, geröstet und gemahlen (Johannisbrotmehl) werden. Im Unterschied zum Kakao ist das Carobpulver sehr fettarm und frei von anregenden Substanzen wie z. B. Koffein.

Aus den **Samen** der Johannisbrotschote wird das ballaststoffreiche und äußerst gesunde Johannisbrot**kern**mehl gewonnen. Es ist weiß, manchmal auch leicht beige und geschmacksneutral. Es wird hauptsächlich als Verdickungsmittel eingesetzt und ist in vielen Lebensmitteln wie Soßen, Suppen, Puddings oder Süßwaren als Zusatzstoff enthalten.¹

Die Maich hat im Söllheimslochn wahrscheinlich dieses weiße Johannisbrotkernmehl als Carobbe von der Gretl gekauft und zu Hause als Verdickungsmittel eingesetzt.

Weiter geht's im Söllheimslochn:

Gretl: 'Deafs denn noch was sa, Maich?'

Maich: 'No freilich, Gretl! Ich braichat noch a Bäckla Zichorie. Host noch ann? Der war doch letzthin mol aus.'

Gretl: 'Do host recht, der war a zeitlog net lieferbar. Obba der is inzwischen widda vorrätich.'

Maich: 'No, Gott sei Dank! Mei Fritz hot scho gschimpft, wal mia des Mandlbäckla ausgangen is. Jetzt muss mei Fritz frih stott sein Muckefuck a Milch trinken und **ich bi nimma su schee**. ...'

Mit einem *Mandlbäckla* meint die Maich ein ganz bestimmtes Päckchen Zichorie: das der Firma Aecht Franck - ein schmales Päckchen mit roter Verpackung in zylindrischer Form (**Bild 2**). So ein Päckchen enthielt 200 Gramm Zichorienkaffee, der in 15 Tabletten gepresst war. Da eine alte

¹ Als E 410 ist es in der EU als Lebensmittelzusatzstoff auch in Bioprodukten zugelassen.

Mengenangabe für eine Stückzahl von 15 als Mandel bezeichnet wurde, nannte man es auch Mandlbäckla. In einigen alten Aufzeichnungen finden sich bei der Beschreibung von Taufgeschenken oder Gaben für Wöchnerinnen neben Bohnenkaffee auch Mandeln, also Zichorienkaffee.

Was ist Zichorie?

Zichorie wurde zweifach genutzt: Entweder als Kaffeezusatz, also als Streckungsmittel für Bohnenkaffee oder als Kaffeeersatz. Hergestellt wird er aus den Wurzeln der Zichorien (Wurzelzichorie), einer Pflanzenart aus der Familie der Korbblütler. Mit dieser Pflanze haben Sie sicher schon mal Bekanntschaft gemacht. Entweder mit ihrer hübschen Wildform, die häufig an Wegrändern zu finden ist, oder mit ihrer Kulturform. Die Wildform ist als *Gemeine Wegwarte* bekannt, die Kulturform als *Endivie*, *Chicorée* oder *Radicchio*.

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Wurzelzichorie in gerösteter und gemahlener Form als Kaffeegetränk² verwendet, denn man hatte für das einfache Volk, das sich keinen echten Kaffee leisten konnte, nach einer günstigen Alternative zum Bohnenkaffee gesucht. Friedrich der Große hatte nämlich den Kaffeekonsum und sogar das Rösten von Kaffee für das einfache Volk verboten. Er errichtete ein staatliches Kaffeemonopol und belegte Bohnenkaffee mit hohen Steuern. Dies begünstigte allerdings den Kaffeeschmuggel, aber auch den Anbau des Wurzelzichories, der wiederum von Friedrich dem Großen gefördert wurde. Die abgebildeten Päckchen der Firma *Aecht Franck* stammen von der 1828 in Vaihingen/ Enz (Württemberg) gegründeten Zichorienfabrik des Johann Heinrich Franck, die später wegen eines fehlenden Eisenbahnanschlusses nach Ludwigsburg verlegt wurde³. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verdrängten Feigen- und Malzkaffee nach und nach den Zichorienkaffee als Ersatzkaffee. Als Kaffeezusatz wird er jedoch bis heute verwendet, denn er gibt z. B. dem Malzkaffee die erwünschte dunkle Farbe und den leicht bitteren Geschmack.

² Ersatzkaffee bezeichnen meine Großmütter übrigens auch heute noch als Muckefuck. Der umgangssprachliche Begriff Muckefuck leitet sich höchstwahrscheinlich vom französischen Begriff *Mocca faux* ab und bedeutet soviel wie falscher Kaffee.

³ Nach mehreren Fusionen und Umbenennungen ging das Unternehmen ab 1971 nach und nach in die Nestlé AG über, die dadurch auch die Markenrechte für den Carokaffee übernahm.



Wenn Sie also gerne Malzkaffee (z.B. Carokaffee, der übrigens auch von Aecht Franck als Karo Franck entwickelt wurde) trinken, dann haben Sie bereits Zichorie zu sich genommen. Carokaffee ist nämlich eine Mischung aus Gerste, Gerstenmalz, Zichorie und Roggen.

Bild 2: Die roten Zichoriepäckchen sowie Karodosepäckchen (Vorläufer des Carokaffees) von Aecht Franck. (von links nach rechts; Museum Hummelstube)

Zurück im Söllheimslodn:

Gretl nachdenklich: 'Wenn ich dich su betrocht. Su gossa schiee schaut werklich net aus. A bissla keesich bist im Gsicht. Obba wos hotn des jetzt mitn Mandlbäckla za do?'

Maich empört: 'No sunst wast duch a imma alles! Des hot da wul nu kaana gsocht, dass beim Mandlbäckla net blauß der Inhalt interessant is, sondern aa die Verbagung.'

Gretl: 'Die Verbagung? Wos hot denn die Verbagung mit deem Aussärng za do?'

Maich: 'Du glabst goar net wie viel! Die ruude Farb vo dem Papier⁴ komma, wemmas a bissla noss macht, ganz leicht obbreibn und als Wangenrouge benutz'n. Odda als Farb für meina Lippn. Wal su an neimodischn Lippnstift aus Läuseblut schmier ich mir net ins Gsicht.'

Gretl: 'Ach, des mit dem Läuseblut ko duch goar net stimma! Ich glaab des jednfolls net!'⁵

Maich: 'Glabbst, wost mogst! Ich schwör auf jedn Foll aufs Mandlbäckla. Und do spoar ich mia aa nuch an Batzn Geld. Su a Lippnstift is duch aa deial!'

⁴ Annemarie Leutzsch ist dazu noch ein Sprüchlein eingefallen, das die 'Madla' damals den 'Bumm' zugerufen haben: 'Heiner Zigeiner Zigooriepapier, gib ma ann Zweener, dann tanz i mit dir!' Politisch korrekt ist der Spruch heute selbstverständlich nicht mehr.

⁵ Obba die Maich hot recht! Tatsächlich wurde der rote Farbstoff Karmin aus getrockneten, weiblichen Schildläusen (Kermes- oder Cochenille-Schildlaus) hergestellt. Heute kommen allerdings meist synthetische Farbstoffe zum Einsatz.

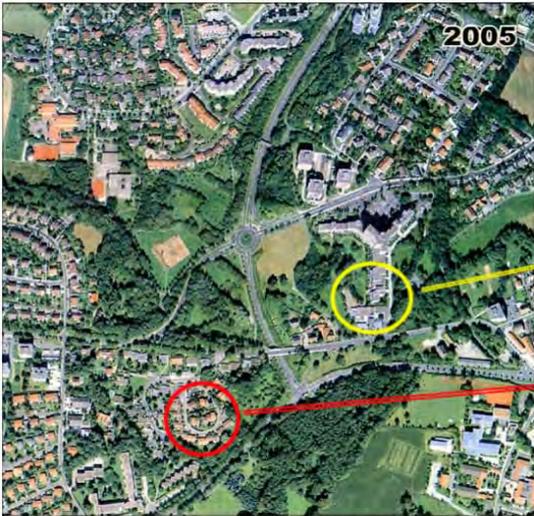
Der Herr Oberteufel aus Meyernberg

Am südwestlichen Ortsausgang von Bayreuth - in unmittelbarer Nähe von Meyernberg - gab es im Mistelbachtal zwei große Ziegeleien, die Mauersteine und Dachziegel fertigten. Diese beiden Ziegeleien waren die Wölfelsche Dampfziegelei am Moritzberg, die 1872 eröffnete und schließlich 1971 geschlossen wurde und die städtische Aktienziegelei, welche 1888 ihren Betrieb aufnahm und 1970 schloss.



Wölfelziegelei im Vordergrund; Aktienziegelei oben rechts (Fotoaufnahme von 1958)

Heute sind nur noch ganz wenige Reste dieser beiden Ziegeleien sichtbar, denn auf dem Gelände der Aktienziegelei steht heute das Y-Haus und auf dem Gelände der Wölfelziegelei befindet sich das Wohngebiet des Dornröschen- und Rübezahlweges. In der Gemarkung Laimbach und entlang der Bamberger Straße gab es noch weitere kleinere Ziegelhütten, die aber schon Jahre zuvor geschlossen hatten. Der Standort der Ziegeleien war günstig, da man in der näheren Umgebung aus den Lehmgruben den Rohstoff für die Ziegel und Mauersteine aus der geologischen Formation der Feuerletten gewann.



Einstiger Standort der Aktienziegelei!

Einstiger Standort der Wölfelsziegelei

Bildflug Nr. 105015 des Bayerischen Landesamts für Vermessung und Geo-Information vom 7. September 2005.

In dem 100 jahrelangem Zeitraum des Bestehens dieser Ziegeleien begab sich wohl folgende Anekdote:

Der Heizer, der als erstes in der Ziegelhütte sein musste, um die Öfen auf Temperatur zu bringen, lief wie üblicherweise eines Wintermorgens seinen Arbeitsweg von Mistelbach in Richtung Altstadt. Da sah er am Wegesrand einen halb erfrorenen Mann, dessen Glieder schon steif waren. Der beherzte Arbeiter nahm den Mann mit in die Ziegelhütte, mit dem Gedanken, dass dieser in der Wärme schon wieder auf die Beine kommt. Er legte ihn sogleich neben den Ofen und schürte noch kräftiger ein als sonst, damit es dem armen Tropf wieder warm wird. Und tatsächlich: der halb Erfrorene kam langsam wieder zu sich und beobachtete das Treiben des Heizers argwöhnisch, der nun schon schwarz vor Ruß war. Das Flackern im Ofen bereitete ihm Unbehagen, so dass es ihm zu schauern begann. Nach einer Weile sagte er zum Arbeiter stotternd: „Bitte Herr Oberteufel, bitte seien Sie gnädig zu mir und machen Sie's kurz. Ich bin nämlich gestern im Rausch erfroren.“

Bildquellen:

http://www.dachziegelarchiv.de/kat_thumbs.php?kat_id=1433&kat_typ=40#grossbildview vom 17.01.2017

Auszüge aus der Mistelgauer Dorfordnung von 1616

Wie aus den Unterlagen des Archivs in Bamberg hervorgeht, wurde die Mistelgauer Gemeindeordnung von 1616 in den Jahren 1655 und 1744 wiederholt abgeschrieben, da im Original durch das ständige Herumreichen „viele nicht mehr wohl zu lesen ist“. Also haben die gewählten Schultheißen und Viertelmänner (bestehender Hausname „Vierma“) mit Einwilligung der Gemeinde die Ordnung abschreiben lassen und das Original „mit Fleiß eingemacht und verwahret, damit daßselbe nicht gar vollends in Abgang kommen möge“. (1744)



Im linken Ausschnitt heißt es ohne Siegel und Unterschrift „da nun ein oder der ander in der kemein dieser neu abgeschriebenene ordnung kein glauben geben wolde, dem soll in vorlegung j A daß original eröffnet und vorgelesen werden. Geschehen im Jahr Christi 1655“.

Mit Siegel und Unterschrift des zuständigen Kastners des hochfürstlichen, brandenburgischen Amtes Bayreuth wurde versichert, „daß diese Abschrift dem vorgelegten Original collationando, von Wort zu Wort durchgehends gleichlautend befunden worden“. (Anno 1744)

Aus den insgesamt dreißig Paragraphen geht hervor, welche Aufgaben und Pflichten Schultheißen und Viertelmänner ihrer Bevölkerung auferlegten und welche Strafen sie bei Zuwiderhandlung zu erwarten hatten. Sie als gewählte Gemeindeverantwortliche mussten die Dorfordnung zu Papier bringen und das Original wie auch die Abschriften „ratificiren“ lassen.

Gemeindehirten erhalten

- *eine Wiese in der Culmleithen*
- *„Item von einem jeden haupt viehe..., $\frac{1}{2}$ maas getreydt, halb korn, halb habern“*
- *„Item, von einem kalb oder jungen vieh, ist der lohn ein Pfennig“*
- *„Item ein jeder bauer der das viehe von der heerdte gehen läßt, muss dem hirthen geben, zwene laib-brod und einen kaab“*
- *„Ein kübler aber einen laib-brod und einen kaab“*
- *„Und da einer in der gemeind wäre, der ein ganzes jahr nicht selbst backen ließe, soll für einen laib 8 Pf. dem huthmann bezahlen“*

Flurer (Bezeichnung für den Feldhüter)

(siehe dazu auf Seite 20 die Originalhandschrift)

- er bekommt eine Wiese in der Flur Ottmannsbach
- verrichtet er seinen Dienst bis Jacobi (25.7.), so gibt ihm jeder Bauer 2 Garben Getreide, „fluhret“ er aber bis Michaeli, so erhält er pro Bauer 2 Korn- und eine Hafergarbe
- ein Köbler gibt an den Flurer bis Jakobi 4 Pf. und bis Michaeli 6 Pf.
- bei „schädlichem hüthen und graßen“ kassiert er 2 Pf., nach Sonnenuntergang sogar 7 Pf. – wenn er bei „größerinnen getreydt findet“ (Futter abgrasen für Kleintiere, Ährenleser, Sichelschneider) soll er „von dreyen aehren“ neun Pfennige haben
- *„Item der fluhre eine heerd gänß schaden gehend oder ohne hirthen findet, soll ers pfänden um 4 Pf.“*
- der Flurer soll „früh und spath fleißige uffsicht“ führen, damit „schaden soviel möglich verhindert und abgewendet“, er darf nicht fahrlässig verfahren oder irgendwelche Personen verschonen, alles muss „von ihme treulich angezeigt und nichts verschwiegen werden, bey straf eines Orths“
- *„im fall er nicht fleißig wäre und seiner verrichtung kein genügen thäte oder unberuflich sich erweisen, soll die gemeinde macht haben, der besoldungs halber mit ihm zu enden und ihme zu lohnen, nach dem er verdient hat“.*

